

Wolfgang Huber

Bildung zur Humanität – Johann Gottfried Herders Aktualität

Festrede zum Herdergeburtstag

in der Stadtkirche St. Peter und Paul zu Weimar am 25. August 2021

I.

Im Alter von 19 Jahren kaufte ich mir in Tübingen von dem ersten Geld, das ich als studentische Hilfskraft verdiente, Herders Werke, sechzig Teile in dreißig Bänden, beim Verlag Cotta in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts veröffentlicht. Der antiquarische Preis betrug, wenn ich mich richtig erinnere, 110 D-Mark. Das war für meine damaliges Budget viel; ich war entsprechend stolz auf meinen Erwerb. Beim Lesen der handlichen Bände staunte ich über die breite Gelehrsamkeit und literarische Produktivität des Weimarer Generalsuperintendenten. All meine Umzüge in den folgenden Jahrzehnten erlebte dieses Juwel meiner Bibliothek mit. Immer wünschte ich mir, mehr darin zu lesen. Die Freude war deshalb groß, als ich zum Herdergeburtstag in die Herderkirche eingeladen wurde. Die Corona-Pandemie verzögerte die Verwirklichung dieses Plans. Umso dankbarer bin ich dafür, heute, am Tag der 277. Wiederkehr von Herders Geburtstag in seiner Kirche zu Ihnen sprechen zu dürfen.

Herders Aktualität ist mein Thema. Manche werden dieses Thema mit einem großen Fragezeichen versehen. Er ist ohne Zweifel eine Koryphäe der Weimarer Klassik. Aber aktuell?

Zuallererst möchte ich auf die Aktualität eines Herderschen Buchtitels aus dem Jahre 1774 aufmerksam machen. „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit.“ So heißt dieses Buch. Wie aber kann ein Buchtitel mit dem Wort „auch“ beginnen? Es handelt sich um ein Füllwort, das meine Frau mir konsequent aus meinen Texten zu streichen pflegt – in den allermeisten Fällen zu Recht. Doch bei Herder ist dieses Wort

keineswegs überflüssig. Er will darauf hinweisen, wie der Untertitel sagt, dass er nur einen „Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts“ leisten will und leisten kann. Sein Werk ist „auch“ ein weiterer Beitrag zu einer Debatte, die das 18. Jahrhundert prägte und das auch das 21. Jahrhundert prägen sollte: der Debatte darüber, was den Menschen zum Menschen macht und im Wandel der Zeiten menschlich bleiben lässt.

Herders Idee, zum Zeichen der Bescheidenheit einen Buchtitel mit dem Wort „auch“ zu beginnen, hat nicht gerade Schule gemacht. Aber unlängst hat eine andere Koryphäe sich bewusst an ihn angeschlossen. Der Philosoph Jürgen Habermas hat sein neuntes Lebensjahrzehnt einem großen, schier nicht zu bewältigenden Thema gewidmet. Am Leitfaden des Verhältnisses von Glauben und Wissen wollte er eine Geschichte der Philosophie schreiben und zeigen, dass nach dem Ende der Metaphysik der Dialog zwischen Glauben und Wissen weitergeht. Auch eine Philosophie, die sich aus der Symbiose mit der Religion gelöst hat, bleibt, wie Habermas zeigt, auf diesen Dialog angewiesen – so lange nämlich, wie die Religion eine „gegenwärtige Gestalt des Geistes“ ist. Denn so lange sind ihre Einsichten für die Lebensorientierung der Menschen und für die Ausbildung einer menschenwürdigen Lebenshaltung von Gewicht. Für die Klärung dieser Frage nahm Jürgen Habermas einen gewaltigen Weg durch die letzten zweieinhalb Jahrtausende auf sich. Dass es andere Wege durch die Geschichte der Philosophie gibt, machte er durch die Anspielung auf Herder deutlich. Er übernahm das Herdersche „auch“: „Auch eine Geschichte der Philosophie“ heißt das monumentale Werk von Jürgen Habermas, das zum 90. Geburtstag des Autors erschien. Das Herdersche „auch“ machte es ihm möglich, ein großes Thema anzugehen und zugleich im Bewusstsein zu halten, dass es sich nur um eine der möglichen Perspektiven auf dieses Thema handelt. Nicht – wie bei Herder – eine Philosophie der Geschichte, sondern eine Geschichte der Philosophie schwebt ihm vor. Nicht die Frage nach der „Bildung der Menschheit“, sondern das Projekt „vernünftiger

Freiheit“ als Summe des Diskurses zwischen Glauben und Wissen in nachmetaphysischer Zeit leitet ihn. Doch bei allen Unterschieden sind Herder und Habermas durch den perspektivischen Charakter geistiger Orientierung, eben das Herdersche „auch“, verbunden.

Dieses „auch“ gilt noch heute, und es gilt für uns alle. Wir suchen Orientierung angesichts einer Fülle von möglichen Perspektiven. Jede und jeder von uns bringt die eigene Perspektive zur Geltung, leistet „auch“ einen Beitrag zu dem heute notwendigen Zeitgespräch. Nur auf einem solchen Weg können wir hoffen, dass die Perspektiven sich überschneiden und durchdringen; nur wenn wir aufeinander hören, wird es gelingen, in unserer zerklüfteten Gesellschaft und ihren aufgeregten Debatten Zukunftsfähigkeit zu erlangen.

II.

Wir leben in einer Zeit, in der sich viele Konflikte im Kleinen wie im Großen verschärfen. Das Konflikthafte unserer Gegenwart zeigt sich schon darin, dass wir nicht einmal in der Beschreibung dieser Konflikte einer Meinung sind. Jeder Versuch, die Problemlagen unserer Zeit zu beschreiben, ruft Widerspruch hervor. Nicht nur die Frage, was zu tun ist, wird gegensätzlich beantwortet; gegensätzlich sind ebenso die Wahrnehmungen dessen, was ist. Besonders anschaulich zeigt sich das an der Frage, wie wir das Verhältnis zwischen der einzelnen Person und der Gesellschaft beurteilen. Die spannungsvolle, ja paradoxe Situation wird von dem Soziologen Andreas Reckwitz auf die Vorstellung von einer „Gesellschaft der Singularitäten“ gebracht. Im Begriff der Singularität klingt beides an: die starke Betonung des Individuums in seiner Einzigartigkeit, aber ebenfalls die Vereinzelung der Menschen in einer kälter werdenden Gesellschaft.

Ich will das an einem Beispiel verdeutlichen. Sowohl der Wert der Einzelperson als auch die Last der Vereinzelung treten uns in der noch immer anhaltenden Situation einer Pandemie anschaulich, ja beklemmend vor

Augen. Die Gefährdung des Lebens durch ein bislang unbekanntes Virus, das uns zudem durch eine Abfolge von Mutationen in immer neue Schrecken versetzt, erinnert uns an den Wert jedes einzelnen Menschenlebens. In den durch die Pandemie ausgelösten Kontaktsperren und Distanzgeboten tritt uns die Vereinzelung in teilweise extremen Formen vor Augen. Wir ahnen nur, wie viele Menschen gegenwärtig in ihrem gefährdeten und verletzlichen Leben allein gelassen werden, ja sogar vereinsamt sterben müssen. Auf vielerlei Weise wurde und wird versucht, solchen Tendenzen entgegenzuwirken. Viele Menschen in Kirche und Diakonie haben keine Mühen gescheut, um Nähe und Beistand zu vermitteln; dennoch erhob sich immer wieder die Frage, ob gerade die Kirchen sich zu bereitwillig den staatlicherseits vorgegebenen Vorstellungen von pandemiebedingter Isolation angeschlossen haben. Man möchte wünschen, dass die Vertreter der Kirchen darin nicht so sehr eine Kränkung, sondern eine uneingelöste Hoffnung sehen. Die Kirche wird wahrgenommen als ein Ort, an dem man auch in aussichtslos scheinender Lage Zuwendung und Beistand erfährt.

Unweigerlich werden wir durch Erfahrungen, wie ich sie an dem einen Beispiel der Pandemie verdeutlicht habe, aufs Neue vor die Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, von Eigennutz und Gemeinwohl gestellt. Die Impfdebatte zeigt es exemplarisch. An ihr ist schon auffällig genug, dass Impfverweigerer mehr Aufmerksamkeit erlangen als Geimpfte und erst recht als die beruflich und ehrenamtlich Tätigen, die in den letzten Monaten in unserem Land Millionen von Impfungen möglich gemacht haben und für weitere bereitstehen. Angesichts der Erfahrungen der letzten anderthalb Jahre können wir der Frage nicht länger ausweichen, was es bedeutet, wenn die Selbstbestimmung mehr wiegt als der Respekt vor dem anderen. Denn nur unter der Voraussetzung, es gehe allein um einen selbst, kann man sich in einer Situation der Pandemie von der Impfung als moralischer Pflicht lossagen. Der französische Philosoph Gaspard Koenig hat eine solche Haltung messerscharf beschrieben: „Die Impfung wirkt, sie ist

gratis und verfügbar: damit hat der Staat seine Aufgabe erfüllt. Er muss die Menschen nicht gegen ihren Willen vor sich selbst schützen. Jene, die das nicht wollen, müssen die Konsequenzen auf sich nehmen.“ Nach seiner Auffassung ist das Risiko für die Gesellschaft vertretbar, solange die Intensivstationen keine Kapazitätsprobleme bekommen. Welch ein Zynismus macht sich auch schon in einer politisch durchaus engagierten Philosophie breit, wenn sie sich mit dem moralischen Anspruch zufrieden gibt, dass jeder für sich selbst sorgt! Dabei wird es auf Dauer nicht reichen, wenn im Verhältnis zu anderen und in der Verantwortung für die Gesellschaft nur das gilt, was rechtlich verpflichtend ist. Dabei muss man doch befürchten, dass *rechtliche* Verpflichtungen gegenüber anderen und der Gesellschaft auf Dauer ohne zureichende Basis sind, wenn ihnen nicht bei einer ausreichenden Zahl von Menschen eine *moralische* Selbstverpflichtung vorgelagert ist. Wenn aus politischen Gründen von einer Rechtspflicht zur Corona-Impfung abgesehen wird, bedeutet das keineswegs, dass damit die offenkundige moralische Pflicht zur Impfung ihre Geltung verliert. Diese moralische Pflicht ist dann unbezweifelbar, wenn ich nicht nur für die Auswirkungen meiner Handlungen auf mich selbst, sondern auch für die Auswirkungen meiner Handlungen für andere verantwortlich bin. Sowohl gegenüber den Einzelnen wie gegenüber der Gesellschaft besteht eine solche Pflicht: gegenüber den Einzelnen, weil ich verpflichtet bin, sie nicht mutwillig anzustecken; gegenüber der Gesellschaft, weil ich zu einem Beitrag dazu verpflichtet bin, dass eine ausreichende Impfquote die Pandemie zum Abklingen bringt. Es war eine der sprachlichen Geschmacklosigkeiten dieser Pandemiezeit, dass sich für diese Hoffnung alsbald der aus der Tiermedizin stammende Begriff der „Herdenimmunität“ festsetzte – fürwahr alles andere als ein einladender Begriff.

Sie werden vielleicht meinen Eindruck nicht teilen, dass in unserer Zeit die Selbstverantwortung weithin den Vorrang vor der Verantwortung für andere errungen hat. Doch nach meiner Auffassung gilt der Frage, was die

Gesellschaft dem einzelnen nützt, mehr Aufmerksamkeit als der Frage was den Zusammenhalt der Gesellschaft fördert. Überall dort, wo die Freiheit des einen mit der gemeinsamen Freiheit zusammenstößt, entwickelt sich deshalb ein entsprechendes Konfliktpotential.

Dass wir in einer Zeit wachsender Polarisierung leben, lässt sich auch an anderen Beispielen verdeutlichen. Dreißig Jahre nach der Vereinigung Deutschlands ist die Sprachlosigkeit zwischen West und Ost noch immer nicht überwunden. Sie könnte ja nur überwunden werden, wenn Menschen zwischen Ost und West einander an ihrer Geschichte Anteil geben und im einen wie im anderen Fall entdecken, dass die persönliche Identität nicht nur mit dem zu tun hat, was man selbst erlebt hat, sondern auch mit dem zusammenhängt, was man aus den Generationen der Eltern und Großeltern übernimmt. Das Bild von der Wende ist so irreführend, weil es sich mit der Vorstellung verbindet, man brauche nur einen Schalter umzulegen, dann seien schon alle in Demokratie und Marktwirtschaft zu Hause. Es geht aber nicht nur um das Verstehen politischer und wirtschaftlicher Mechanismen. Es geht auch um eine Annäherung in der Tiefenschicht der Überzeugungen: Ohne ein gemeinsames Verständnis für die Würde der Fremden und die Absage an Gewalt werden wir künftige Herausforderungen nicht bewältigen. Ohne die Bereitschaft zu nachhaltigem Handeln nicht nur im Blick auf Wirtschaft und Umwelt, sondern auch im Blick auf Kultur und sozialen Zusammenhalt werden wir die großen Aufgaben, die vor uns liegen, nicht bewältigen. Die Klimakatastrophe ist uns in diesen Wochen im Ahrtal und anderswo genauso elementar nahegerückt wie das Scheitern westlicher Interventionspolitik am Beispiel Afghanistans. Die Herausforderungen der Digitalisierung werden bisher allenfalls technisch, aber noch keineswegs gesellschaftlich – zum Beispiel in ihrer Bedeutung für Bildung und Arbeit – in den Blick genommen. Dass die politische Debattenkultur angesichts solcher Herausforderungen in der gegenwärtigen Wahlkampfzeit zu Hochform aufläuft, wird man bisher nicht gerade behaupten können. Statt mit den

großen Problemen unserer Zeit beschäftigen wir uns mit den kleinen Verschiebungen in den Prozentzahlen der Demoskopen.

III.

Gibt es etwas, was wir in dieser Situation von Herder, dem Theologen, Literaten und Universalgelehrten lernen können, obwohl dessen Lebensgeschichte im 18. und nicht im 21. Jahrhundert verankert war? Gibt es eine Perspektive, aus der sich über den Abstand der Zeiten hinweg etwas für unsere Gegenwart lernen lässt? Ich bin der Auffassung, dass dies so ist.

Herder verbindet die Überzeugung, dass der Mensch sich als geschöpfliches Wesen seinem Schöpfer verdankt, mit einer starken Betonung der individuellen Freiheit. Zugleich verknüpft er die Berufung des Menschen zur Freiheit mit einleuchtenden – auf Charles Darwins' Evolutionstheorie vorausweisenden – naturgeschichtlichen Betrachtungen. An dem Herauswachsen des Menschen aus der Tierwelt hat er keinen Zweifel; zu diesem Entwicklungsprozess gehört, dass er die instinktgeleiteten Verhaltensschemata hinter sich lässt. Deshalb muss der Mensch, mit einer Paraphrase von Jürgen Habermas gesagt, „den Erfordernissen der Selbsterhaltung auf *selbsttätige* Weise genügen“. Was ihm an angeborener Instinktausstattung fehlt, muss er durch eigene Intelligenz ausgleichen. Er ist mit Vernunft und Freiheit begabt; die Sprache ist das Medium, das zum einen wie zum anderen den Zugang bahnt. Berühmt sind die klassischen Sätze, in denen Herder diese Überlegungen zusammenfasst: „Der Mensch ist der erste *Freigelassene* der Schöpfung; er stehet aufrecht. Die Waage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt an ihm: er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten: so hat er auch in sich die Macht nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, *selbst Gewicht zu sein* auf der Waage.“.

Aus diesem naturgeschichtlichen Ansatz leitet Herder ein weitgehendes Zutrauen zu der Möglichkeit des Menschen ab, dass er dem Guten einen Vorrang vor dem Bösen zuerkennt. Mit einem Naturgleichnis begründet er die Zuversicht, dass es trotz aller Zwiespältigkeit der Menschen – aufs Ganze des menschlichen Handelns gesehen – einen verlässlichen Vorrang des Guten gibt. Das Naturgleichnis entnimmt er einer Erfahrung, in der die Natur auf besonders eindrückliche Weise ihre dem Menschen überlegene Macht demonstriert. „Auch die Stürme des Meeres, oft zertrümmernd und verwüstend, sind Kinder einer harmonischen Weltordnung, und müssen derselben dienen. Wie die Stürme des Meeres seltener sind, als seine regelmäßigen Winde: so ist's auch im Menschengeschlechte eine gütige Naturordnung, dass weit weniger Zerstörer, als Erhalter in ihm geboren werden.“

Diese naturgeschichtliche Betrachtungsweise werden wir uns heute kaum noch zu eigen machen können. Denn wir sind dazu verpflichtet, geschichtliche Untaten zu erinnern, die sich niemals durch wohltätigere Herrschaftsformen kompensieren lassen. Die Untaten millionenfachen Mords in der jüngeren Geschichte vertragen keine andere Antwort als die erinnernde Solidarität mit den Opfern. Weil es keinerlei Ausgleich für diese Taten geben kann, müssen wir eine wie auch immer geartete Glaubenskraft entwickeln, für die Dietrich Bonhoeffer zu Weihnachten 1942 den Satz gewagt hat: „Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.“

Die Abgründe geschichtlicher Erfahrung, von denen ich gerade sprach, konnten Herder nicht vor Augen stehen; dennoch bleibt sein Blick auf die Bestimmung aktuell, vor der jeder Mensch wie die Menschheit im Ganzen steht. Herder bezeichnet diese Aufgabe als „Bildung zur Humanität“. Diese Aufgabe steht für ihn in der Mitte zwischen einem Rückfall in die „Tierheit“ und dem Streben nach einer noch bevorstehenden Gottebenbildlichkeit. Die

Geschöpflichkeit des Menschen verbindet sich bei ihm mit einer starken Würdigung der Gott entsprechenden schöpferischen Tätigkeit, zu der jeder Mensch entsprechend seinen Fähigkeiten und Aufgaben berufen ist. Unbeschadet der Vielfalt individueller Entfaltungsmöglichkeiten sind dabei alle Menschen in ihrer Gleichheit wahrzunehmen. In ihrer unterschiedlichen Individualität hat sind alle als gleiche wahrzunehmen und zu achten.

Diese Vorstellung von der gleichen Würde jedes Menschen in seiner Einmaligkeit überträgt Herder auf die Völker, die er insbesondere als Kulturvölker betrachtet. Es war einer der größten Irrwege im Umgang mit dem Werk des Weimarer Denkers, dass man seine Bezugnahme auf die Individualität der Völker während der Zeit des deutschen Radikalnationalismus zwischen 1890 und 1945 als Hervorhebung des deutschen Volks, ja als Verherrlichung der deutschen Nation missdeutet und missbraucht hat. In Herders Schriften taucht der Begriff des Volks dagegen deshalb auf, weil jede gemeinsam gelebte und gemeinschaftlich entwickelte Kultur eines Trägers bedarf, den Herder im „Kulturvolk“ findet. Diese gemeinschaftliche Pflege einer Kultur im weitest denkbaren Sinn ist die gemeinsame Aufgabe derer, die diesem Volk angehören.

Der Missbrauch dieser Überlegungen hat Herders Idee einer Bildung zur Humanität für Jahrzehnte verdunkelt und den Anschein erweckt, sie seien für eine Zeit kultureller Pluralität weder anschlussfähig noch hilfreich. Das Gegenteil halte ich für richtig. Herder verfiel mit seiner Auffassung ein Konzept kultureller Pluralität, die er sowohl individuell als auch kollektiv verankert. Da die einzelnen die Aufgabe der Bildung zur Humanität vor allem auf dem Weg der Selbstbildung zu erfüllen haben, ist die kulturelle Vielfalt dieses Vorgangs denkbar radikal gedacht. Denn eine Bildung, die vor allem den Charakter der Selbstbildung trägt, ist eine denkbar plurale Bildung, in der die vielfältigen Individualitäten der beteiligten Personen zur Entfaltung kommen sollen. Und da derselbe Grundgedanke auf die Wechselbeziehungen zwischen kulturellen Gemeinschaften – oder

„Kulturvölkern“ – übertragen wird, bilden deren Gleichheit wie deren jeweilige kulturelle Individualität die verpflichtende Grundlage für das wechselseitige Verhältnis zwischen ihnen.

Die Aktualität dieser Überlegungen für unsere Zeit ist unverkennbar. Der Respekt vor der kulturellen Identität des anderen ist die unerlässliche Voraussetzung für wechselseitige Lernprozesse. Die Entwicklung gemeinsamer Überzeugungen ist nur noch auf dieser Grundlage vorstellbar. Die gemeinsame Beheimatung in einzelnen Staaten und internationalen Gemeinschaften bedarf des wechselseitigen Respekts für Verschiedenheit. Aktuelle Debatten wie diejenigen über koloniale Raubkunst können sehr gewinnen, wenn sie etwas vom Geist Herderscher Humanität in sich aufnehmen.

In seinen nach der Französischen Revolution geschriebenen „Briefen zur Förderung der Humanität“ hat Herder sich ausdrücklich der Frage gestellt, warum er als Zielbegriff des umfassenden Bildungsprozesses, den er vor Augen hat, den Begriff der Humanität wählt. Er zählt mögliche Alternativen auf und fragt sich, warum er stattdessen nicht von Menschheit, Menschlichkeit, Menschenrecht, Menschenwürde oder Menschenliebe spricht. Am meisten bedauert er, dass das schlichte Wort „Menschlichkeit“ dafür nicht zur Verfügung steht, weil ihm nach dem Sprachgebrauch der damaligen Zeit „eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falschem Mitleid“ anhängt, so dass es lediglich ein „Achselzucken“ auslöst. Das „schöne Wort Menschenliebe“ wurde nach seiner Auffassung so trivialisiert, dass es kaum noch verwendbar erscheint. Von der Verwirklichung der Menschenwürde war man nach seiner Auffassung zu weit entfernt, als dass sie zum Leitbild taugte. Den Begriff der Menschenrechte – damals gerade erst durch die amerikanischen und französischen Menschenrechtserklärungen des 18. Jahrhunderts bekannt geworden – erörtert er mit dem Ergebnis, dass als Bildungsziel (nicht notwendigerweise als rechtliches Instrument) Menschenrechte und Menschenpflichten nur

zusammen genannt werden könnten; „beide beziehen sich aufeinander und für beide suchen wir *ein* Wort.“ Und dieses *eine* Wort heißt: Humanität.

IV.

Welch ein modernes, aktuelles Konzept! Die Staatengemeinschaft hat zwar nach den Gewaltexzessen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Entscheidung getroffen, einen Kanon der weltweit verbindlichen Menschenrechte aufzustellen, ohne ihn durch einen gleichberechtigten Kanon menschlicher Pflichten zu ergänzen. Eine Symmetrie zwischen beidem wäre dem Verständnis einer freiheitlichen Gesellschaftsverfassung und Staatsordnung nicht gemäß. Denn sie wäre der Fehldeutung ausgesetzt, dass diejenigen, die gegen ihre Pflichten verstoßen, damit ihre Rechte verlieren. Die Unantastbarkeit dieser Rechte aber war es gerade, was gegen den Missbrauch staatlicher Macht verteidigt und gesichert werden musste. Das gilt heute genauso wie bei der Verabschiedung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte am 10. Dezember 1948. Doch diese Konzentration auf die Menschenrechte bedeutet keineswegs, dass die Pflichten gegenüber sich selbst, seinen Mitmenschen und der Gesellschaft dadurch unwichtig werden.

Daran zu erinnern, ist keineswegs rückwärtsgewandt. Wie wichtig dieser Gedanke ist, zeigt sich vielmehr exemplarisch an den Herausforderungen unserer Zeit. Während der Corona-Pandemie habe ich aus verschiedenen Anlässen immer wieder befürchtet, angesichts von Administrationsversagen könne die Bereitschaft der Bevölkerung zerbröseln, große Herausforderungen mitzutragen. An Anlässen zu einer solchen Befürchtung hat es nicht gefehlt. Doch inzwischen überwiegt der Eindruck, dass die Bereitschaft, Selbstschutz und Schutz der Mitmenschen gemeinsam in den Blick zu nehmen, in unserer zur Selbstsucht neigenden Gesellschaft zu wenig ausgeprägt ist. Man sollte sich nicht zu lange mit der Frage beschäftigen, ob eine gesetzliche Impfpflicht eingeführt werden soll; vielmehr sollte man über

die moralische Pflicht zur Impfung Klarheit gewinnen und diese Klarheit öffentlich vertreten. Die Kirchen brauchen sich dabei nicht davor zu scheuen, das Dreifachgebot der Liebe auf dieses Thema anzuwenden: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit aller deiner Kraft. Und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“. Sie können deutlich machen, dass die Sorge für das eigene Leben und die Fürsorge für das Leben anderer Menschen sich nicht im Weg stehen, sondern zusammengehören. Selbstverantwortung, wie sie in den letzten Jahrzehnten oft exklusiv zum Maßstab gemacht wurde, reicht als Lebensorientierung nicht aus. Die Liebe zu Gott, dem wir unser Leben verdanken, schließt eine Liebe zum Nächsten ein, dessen Leben ebenso wertvoll ist wie unser eigenes Leben. Diese Einsicht ist nicht nur auf allen Kanzeln zu predigen; sie kann den Alltag der Christen bestimmen und von ihnen bewusst und erkennbar in die Öffentlichkeit der Gesellschaft hineingetragen werden. Ebenso kann sie als Qualitätsmerkmal christlicher Diakonie zur Geltung gebracht werden. Auf diese Weise kann sich Mitmenschlichkeit als Teil der Humanität zeigen, die nach Johann Gottfried Herders Auffassung der entscheidende Maßstab menschlicher Bildung ist.

Diesen Maßstab ins Bewusstsein zu heben, ist in dieser Corona-Zeit auch aus einem weiteren Grund von großer Bedeutung. Diese Zeit hat ungewollt und ungeplant die Digitalisierung unseres Alltags einen gewaltigen Schritt vorangetrieben. Wenn die Pandemie nachlässt, wird es nicht nur darum gehen, den Fortschritt der Digitalisierung zu sichern und weiterzuentwickeln. Sondern es wird zugleich darauf ankommen, Augenmaß walten zu lassen. Auch in der Pandemie galt zu Recht, dass an Orten kindlicher Primärerziehung keine elektronischen Instrumente benutzt werden. Nun aber muss dauerhaft für eine Lebenswelt gesorgt werden, in der Kinder mit der realen und der analogen Welt zu tun haben, bevor sie mit der digitalen Welt konfrontiert werden. Ebenso wird es nach dem Ende der Pandemie eine große Aufgabe sein, Heranwachsende dazu zu bewegen, ihr

Leben nicht vollständig der Herrschaft von Smartphones, Tablets oder PCs auszuliefern. Ebenso nötig wird es sein, wichtige Besprechungen und gemeinsame Aufgaben nicht durchgängig in digitaler Form durchzuführen. Aus den Hilfsmitteln, die in Bildung, Wirtschaft, Kultur und Politik aus der Not der Pandemie geboren wurden, wird nur dann ein menschengemäßer Fortschritt hervorgehen, wenn wir uns um verantwortliche Gestaltung, um eine Gestalt mit Augenmaß bemühen. Auch hier haben Kirche und Diakonie viele Möglichkeiten, sich um exemplarische Gestaltungsformen in Bildung und Pflege, in Seelsorge und Gottesdienst zu bemühen. Der entscheidende Maßstab ist der personale Charakter ihres Auftrags in allen Bereichen ihres Handelns. Dieser Auftrag verlangt Präsenz; digitale Assistenz muss gerade dem Ziel dienen, solche Präsenz möglich zu machen und ihre Spielräume nicht einzuengen, sondern zu erweitern. Digitale Pflegeassistenz beispielsweise kann, so betrachtet, der menschlichen Zuwendung neue Räume schaffen.

Bildung zur Humanität hat Johann Gottfried Herder zum Leitgedanken menschlicher Entwicklung erhoben. Die großen Herausforderungen unserer Zeit erscheinen in einem besonders klaren Licht, wenn wir sie von diesem Leitgedanken aus betrachten.